

**FRANK  
RUDKOFFSKY**

**THE  
WIFE**

**ROMAN**

## November 2013

Eine Katze! Ernsthaft? »Jetzt, wo ich den Moritz habe, verstehe ich dich endlich.« Jule war entweder naiv oder beschränkt. Eine Katze! Eine Katze ließ man nicht auf seinen wunden und entzündeten Brustwarzen herumbeißen, bis sie bluteten. Einer Katze massierte man nicht nachts um drei den Bauch und schob ihr Kümmelzäpfchen in den Po, damit sie endlich furzen konnte. Um eine Katze zu kriegen, musste man sich nicht erst buchstäblich den Arsch aufreißen. Eine Katze kaufte man, stellte ihr Essen und ein Klo vor die Nase und ließ sie dann machen, was Katzen eben so machen. Man rang ihr dann und wann etwas Nähe ab, und ansonsten lebte man nebeneinanderher, gab für sie weder seinen Job, seine Freiheit noch seine Träume auf. Eine Katze, die, wenn sie nicht gerade schlief, mindestens sechs Stunden am Tag schrie und dabei klang

wie ein kaputter Mixer, würde man einschläfern, auf einer Kreuzung aussetzen, an die Wand schmeißen. Aber: *Jetzt, wo ich den Moritz habe, verstehe ich dich endlich. Ha ha, Max und Moritz – das fällt mir jetzt erst auf!* Jule verstand einen Scheiß. Ständig schickte sie mir Videos ihres neuen Mitbewohners, *cat content* mit vermeintlich lustigen Hinweisen, dass keine Tiere bei den Dreharbeiten zu Schaden gekommen seien. Ganz anders bei *kid content*: Aus der Nummer kommt keiner heile raus. Hinter den Kulissen der Traumfabrik ist jedes süße Babyglucksen mit Blut, Tränen und Erschöpfung erkaufte. Aber das sagte ich nicht. Ich sagte, dass ich mich für sie freue. Und dass wir ganz bald wieder telefonieren müssten. Ich meinte das ehrlich. Jule war meine beste Freundin seit der Schulzeit. Sie fehlte mir, seit ich von zu Hause weggezogen war, und noch viel mehr fehlte sie mir, seit wir auf unterschiedlichen Planeten wohnten. Mit ihr über das Muttersein zu sprechen, war wie ein Sextalk mit einer Jungfrau. Umgekehrt war es jedoch genauso. Nach nicht einmal drei Monaten auf dem Planeten Max war mir das Leben auf meinem Heimatplaneten fremd geworden, unvorstellbar. Ich war neidisch auf Jule und die anderen Erdlinge. Keine meiner Freundinnen hatte Kinder, ihnen stand die ganze Welt noch offen. Und ich? Saß fest und war zutiefst gelangweilt. Jeder Tag war gleich. Alles, was ich tat, diente bloß der Selbsterhaltung, der Mission. Abends kam manchmal ein Astronaut vorbei und wollte Sex. Doch Sex, das war etwas für Erdlinge, ich war trocken wie der Mars.

Plötzlich hatte es Jule eilig, unser Gespräch zu beenden: »Du, der Moritz kratzt an der Tür, bestimmt hat er Hun-

ger – der war ja auch den halben Tag in der Nachbarschaft unterwegs.«

Die Stille nach dem Auflegen war viel zu satt. Draußen eine Sirene, der Kirchturm, die Müllabfuhr. Drinnen das Sirren des Deckenfluters, weil es im Herbst auch tagsüber deprimierend dunkel in der Wohnung blieb, das Rascheln von Hosenbeinen über nervösen Füßen und Atmen durch verschnupfte Nasenlöcher. Zu laut für mich, zu leise für Max. In der Babywanne des Kinderwagens, die ich nach dem Spaziergang unters Fenster gestellt hatte, wurde es unruhig. Eine Hand zuckte unkoordiniert nach oben, die andere zur Seite. Max rieb mit dem Kopf an der Matratze, bis sich seine Mütze über die Augen schob, und verzog das Gesicht. Er sah aus wie ein Boxer vor dem Knock-out. Ich nahm ihm die Mütze ab und stimmte ein Lied an, aber es war zu spät. Max war wach, und wenn Max wach war, dann schrie er. Es war ein Wunder, dass sich unter seinem Babyspeck noch kein Sixpack ausgebildet hatte, ausdauernder und lauter wurde nicht einmal in Wacken geschrien. Auf einem Metalfestival hätte Max vermutlich durchgeschlafen, doch Stille machte ihn nervös. Wenn ich wollte, dass er tagsüber schlief, musste ich entweder etwas laufen lassen – das Radio, den Fernseher, Musik – oder permanent sprechen. Dabei sehnte ich mich, wenn Max schlief, bloß noch nach Ruhe. Und mit wem hätte ich auch reden sollen? Meine Freunde arbeiteten. Meine Mutter nervte dagegen mit unzeitgemäßen Ratschlägen, für die sie in Babyforen als Hexe gebrandmarkt worden wäre, oder beneidete mich säuselnd ums große Glück.

Max schrie noch immer, doch ich regte mich nicht. Sondern sah auf die Uhr. Der große Zeiger machte einen

Schritt nach vorne, dann noch einen. Der kleine ließ sich Zeit. Er hatte den ganzen Tag noch vor sich, kein Grund zur Eile. Der Kirchturm ermahnte mich schließlich. Gott sah alles – im Gegensatz zu mir konnte er sich aber auch ganz hervorragend taub stellen. Ich nahm Max auf den Arm und versuchte, ihn zu beruhigen. Bei Daimler hatte ich Delegieren gelernt. Auf dem Planeten Max war ich jedoch meist auf mich allein gestellt, auch jetzt: Der Astronaut war gerade joggen und würde nachher wieder seine verschwitzten Kompressionsstrümpfe über die Heizung hängen. Als wäre ich mit dem Geruch des Windelmülls nicht schon bedient genug gewesen. Ich sprach leise zu Max und ertrug meine eigene Stimme nicht. Manchmal hasste ich, was das Muttersein aus meiner Stimme gemacht hatte: das, was sie sagte, und wie sie es sagte. Max verwandelte mich in eine Piñata, je kaputter mich sein Geschrei machte, desto mehr Süßigkeiten ließ ich auf ihn hinabregnen. Auf Deutsch war es am schlimmsten, die ungelenke, sperrige Sprache vertrug sich einfach nicht mit dem beruhigenden Singsang, dem Max so gerne lauschte. Auf Französisch klang es natürlicher, wenn auch an der Grenze zur Parodie. Immerhin war es eine gute Auffrischung: Seit ich bei meinen Eltern ausgezogen war, sprach ich nur noch Deutsch mit ihnen. Natürlich ärgerte das Papa. Ich würde meine Herkunft verleugnen, hatte er mir einmal vorgeworfen. *Ich komme aus Wilhelmshaven*, entgegnete ich bloß. *Willst du, dass ich dich mit Moin begrüße?*

»Aul!«

Max riss die Augen auf und löste den Mund von meiner Brust, begann sofort wieder zu schreien. Ich hatte ihn

erschreckt. Das Stillen schmerzte, vor allem das Anlegen. Meine linke Brustwarze war schon seit Wochen entzündet. Die rechte Brust verschmähte er meist, weshalb ich sie fast täglich abpumpen musste. Ich ließ es drauf ankommen und drehte ihn um. Vergebens. Max brüllte die Brust an, als wäre sie eine Zumutung, eine offene Milchtüte nach einem Gewitter. Also links. Ich drückte ihm die Brust in den Mund, sanft, aber unnachgiebig. Endlich begann er zu trinken, ich biss die Zähne zusammen und kniff mir in den Oberschenkel. Max trank gierig, verzweifelt fast, wurde dann aber endlich ruhiger. Seine Fäuste lösten sich. Kaum ruhten die winzigen Finger des Boxers warm auf meiner Haut, trat der Schmerz in den Hintergrund. Er sah mich aus verquollenen Augen an, ein klassischer Dackelblick von unten, und ich liebte ihn dafür. Liebte, wie sich seine Gesichtszüge in Geborgenheit entspannten. Liebte, wie er blinzelte und gleich wieder meinen Blick suchte. Ich musste ihn nicht stillen. Ich wollte es. Das waren die Momente, in denen wir ganz beieinander waren. Ein Waffenstillstand. Ein Luftholen, das wir beide brauchten. »Wir schaffen das«, sagte ich leise. »Vertrau mir.«

Die Haustür fiel ins Schloss, der Astronaut war zurück. In letzter Zeit dauerten seine Expeditionen immer länger. Er nahm genügend Sauerstoff für zehn Kilometer und mein Firmenticket mit, um sich treiben zu lassen und sich in anderen Stadtteilen zu verlaufen. Irgendeine U-Bahn fuhr immer zurück. Während ich die Stellung hielt und Furchen ins Parkett schlurfte, wurde sein Radius ständig größer. Er lief zu schnell für einen Anfänger. Als hätte er es eilig. Ich konnte es ihm nicht verübeln: Im All gab es

keinen Schall, dort war man frei und eben allein, bis einem die Puste ausging.

»Ich hatte gehofft, dass er länger schläft und du etwas Pause hast«, sagte er beim Hereinkommen, das Gesicht noch immer rot vor Anstrengung, und lächelte sein Schlechtes-Gewissen-Lächeln. Jan setzte sich neben mich und legte eine Hand auf Max. »Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat. Heute passte einfach alles – ich hab's bis zum Max-Eyth-See geschafft, fast dreizehn Kilometer!«

»Glückwunsch!«, sagte ich ein wenig zu enthusiastisch und schob deshalb einen kleinen Dämpfer nach: »Morgen stirbst du beim Treppenlaufen sicher wieder tausend Tode.«

»Ich dachte, du trägst mich?«

»Die Manduca ist schon voll, sorry.«

Jan pikste Max behutsam in die Seite. »Kleiner Mann, ich war zuerst da!«

Er stand auf und dehnte sein Bein am Sofa. »Ich würde dann jetzt duschen gehen. Brauchst du irgendwas? Wasser, Tee, hast du Hunger?«

»Danke, ich brauche nichts«, sagte ich und log.

Und ob ich etwas brauchte. Einen Gin Tonic und eine Zigarette zum Beispiel, einen Halbmarathon und eine Auszeit. Einen guten Fick oder wenigstens die Lust auf einen. Schlaf. Ein Around-the-world-Ticket, das ich auf halbem Wege verfallen lassen würde. Ein bisschen von dem großen Glück, zu dem mir alle andauernd gratulierten. Ein zufriedenes Baby. Das Gefühl, nicht zu versagen.

An Jan lag es kaum. Er war, wie es gerne heißt, stets bemüht. Letzte Woche ließ er mich mit Tobias und Frauke auf ein Konzert gehen und blieb mit Max zum ersten

Mal abends alleine. Obwohl ich ständig auf mein Handy schaute, schrieb er mir nicht eine Nachricht. Keine Fragen, kein Hilferuf, keine Wasserstandsmeldung. Schlimmer als meine Sorge, dass zu Hause womöglich gerade etwas so gewaltig schiefging, dass Jan nicht einmal zum Handy greifen konnte, waren bloß meine Brüste. Ich musste dringend Milch abpumpen und konnte nicht. Die Klos waren eine solche Zumutung, dass sie wahrscheinlich selbst Fixer abgeschreckt hätten; die Milchpumpe, die ich zu Tobias' Amusement und meiner Demütigung beim Türsteher hatte vorzeigen müssen, war nutzlos. Der Druck wurde schnell unerträglich. Ich tanzte wie in einer Sprengstoffweste, panisch, dass meine überspannten Brüste schon bei der kleinsten Berührung explodierten. Während des zweiten Abpumpversuchs wurde mir beim Anblick schlecht. Meine Brüste waren deformiert und fahl, durchsetzt mit hässlich hervortretenden Adern. Die Angst vor einem Milchstau und die Sorge um Max trieben mich bereits nach der Hälfte des Konzerts nach Hause. Ich war auf alles vorbereitet, Ground Zero im Kinderzimmer, ein Schlachtfeld aus Kotze und Kacke, eine Katastrophe biblischen Ausmaßes. Doch als ich atemlos ins Wohnzimmer kam, schliefen beide auf dem Sofa und schnarchten friedlich im Einklang. Anstatt sie zu wecken, stellte ich mich unter die Dusche und ließ alles raus, was sich an Milch und Tränen aufgestaut hatte. So viel zum Thema Auszeit.

Max war eingeschlafen. Er nuckelte noch, trank aber nicht mehr. Vorsichtig ersetzte ich die Brustwarze durch einen Schnuller, ein hochriskanter Vorgang, ein bisschen wie



**Eben noch träumten Sophia und Jan von der großen Karriere und einer Weltreise, dann verändert ein Baby alles. Max schreit unentwegt und bringt Sophia an die Grenzen ihrer Belastbarkeit – bis sie heimlich ein Ventil für ihren Frust findet: das Internet! Eben dort hütet der erfolglose Journalist Jan ein Geheimnis, das ihn in die Schusslinie aggressiver Trolle und das Wohl der Familie in Gefahr bringt.**

**Ein tragikomischer Roman über junge Eltern, die zwischen Kind, Karriere und dem Bedürfnis nach Unabhängigkeit ihren moralischen Kompass verlieren, über Vertreter einer Zeit, in der die Frustrierten und Wütenden immer mehr den Ton angeben und die Wahrheit auf dem Spiel steht.**



**ISBN 9783863912437**

**Euro 20,00 (D)**

**[www.voland-quist.de](http://www.voland-quist.de)**